

## **Dankrede zur Verleihung des Peter-Huchel-Preises am 21. Mai 2021**

Ich bin, in der Gegend von Hannover, auf dem Land aufgewachsen. Peter Huchel habe ich entdeckt, als meine Kindheit mir auf dem Gymnasium in der Kreisstadt fremd und fern wurde, eine Epoche, der ich mich noch diffus und dunkel zugehörig fühlte, die mir jedoch zunehmend als Eigengestalt gegenübertrat. Zu dieser ersten, frühen Selbsthistorisierung, wie sie für die Jugendzeit typisch ist, hat Huchels Lyrik entscheidend beigetragen. Seine frühen, seine Kindheitsgedichte haben mich als Jugendlicher in eine verstörende Ambivalenz gestürzt: Sie haben mich traurig, schwermütig gestimmt und zugleich beglückend getröstet. Die existentielle wie ästhetische Wucht, mit der mich Huchels Gedichte trafen, hatte ihren Grund in einer Vergleichbarkeit der Erfahrungen des Dichters und des Lesers, die mir half, die eigene, in Jahren kurzen, gefühlt jedoch schon sehr lange Lebensgeschichte zu verstehen. Mir wurde beim Lesen von Huchels Gedichten bewußt: Bei allen Unterschieden konnte ich auf eine ähnliche Kindheit zurückblicken, in Weizenfeldern und auf Eichen, mit Rebhuhn und Kammolch, bei Treibjagd und Kartoffelfeuer, mit spielerischen Erkundungen in Schmiede und Scheune. Und so wie Huchel in seinen Gedichten die eigene Kindheit umso eindringlicher beschwor, als sie unwiderruflich vergangen war, so wußte ich als Schüler, der seine Gedichte las, daß meine Kindheitsparadiese gründlich und ein für alle Mal abgeräumt worden waren. Denn die Zäsur in der Gestaltung und Wahrnehmung der Natur, der Landschaft, von Grund und Boden war nicht der Krieg, der nicht lange zurücklag und unausgesprochen noch alles Denken und Empfinden der Erwachsenen bestimmte. In der Bonner Republik wurde dieser Einschnitt durch die flächendeckende Flurbereinigung markiert, die die Landschaften in den sechziger und siebziger Jahren komplett neu für wirtschaftliche Effizienz Zwecke zurichtete. Und in der DDR fand eine parallele Entwicklung durch die Umstellung der bäuerlichen Betriebe und Gutshöfe auf die riesigen Industrieflächen der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften statt – von Huchel übrigens, wie ich später sah, in seinem fragmentarischen Zyklus *Das Gesetz* als sozialistische Bodenreform gefeiert, mit der der „wahre Tag“ des neuen Menschen anbricht. Ironie der Geschichte: Was damals auf beiden Seiten der Elbe im Selbstverständnis der technokratischen Protagonisten vermutlich als die autonome

Ausübung von politischer Gestaltungshoheit wahrgenommen wurde, stellt sich in heutiger Sicht nicht wie die freie Planung von Gesellschaften dar, sondern wie das Walten eines Schicksals, das in der übermächtigen Verbindung von Technik und Wirtschaft Systemgrenzen ignoriert.

„Vermengt mit aller Namen Aschen, von Wind und Regen fortgewaschen“ – Huchel läßt, durchdrungen von der „schmerzhaften Nähe des Entzogenen“, wie Heidegger die Trauer nannte, Namen und Bilder sprechen, um in der Form des Gedichts tröstlich gegenwärtig zu halten, was von der Menschengeschichte bereits vernichtet wurde oder jeden Moment ins Nichts zerplatzen kann. Gedichte, so die bis heute prägende Leseerfahrung, speichern das sinnlich Wahrnehmbare in seiner unerschöpflichen Einzigartigkeit und Schönheit, bevor es verschwindet oder nachdem es verschwunden ist. Seitdem ist Peter Huchel einer der Dichter, zu dessen Werk ich immer wieder zurückkehre, weil Gestalt und Geist seiner Lyrik sich in zahllosen Lese- und Lebenssituationen bewährt haben. Daher freue ich mich, daß mir für mein *Vogelwerk* der Peter-Huchel-Preis verliehen wurde, und ich dank der Jury sehr herzlich für ihren Zuspruch, der wichtig für mich ist, und dem Laudator Norbert Hummelt für seine ..., ... Laudatio. Ebenso danke ich den Stiftern des Preises, dem Land Baden-Württemberg sowie dem Südwestfunk.

„Lyrik wurde zu allen Zeiten nur für wenige geschrieben. Die eigentliche Lyrik bestand immer nur aus Wortklängen und Metaphern, und der Dichter dachte nie daran, für wen er schrieb. Er schrieb einfach.“ So Huchel in einem Interview, das Hansjakob Stehle im Jahr 1972 mit ihm führte, ein Jahr nach der Ausreise aus der DDR. Huchel spricht hier auffallend allgemein und zeitlos vom Schreiben des Dichters – wenn in der Aussage auch die Isolation in Wilhelmshorst durchklingen mag, in der er für sich schrieb, ohne zu wissen, wann sein Gedicht welchen Leser erreichen würde. Was meint Huchel, wenn er sagt, der Dichter schreibe einfach?

Der Dichter, die Dichterin schreibt vor allem für sich selbst. Es gibt einen Zustand des Schreibens, in dem jemand, der das Gedicht lesen könnte, überhaupt keine Rolle spielt. Der Dichter beginnt zu schreiben, weil er nicht anders kann, weil er sich genötigt fühlt zu schreiben, weil ihm das Gedicht widerfährt. Er sieht sich, warum auch immer, um das Selbstverständliche gebracht. Er empfindet Haarrisse in

der Wahrnehmung; Buchstaben vertauschen sich und ergeben einen neuen Sinn oder keinen; das Muster des von Trockenheit aufgerissenen Bodens stellt in Frage, was Abstraktion für sich in Anspruch nimmt; ein Arm ist mit Flammen tätowiert, die zu brennenden Fischen werden. Über solche Details und Kleinigkeiten hinaus kann etwas im Alltag des Dichters brüchig werden, in seiner Existenz: Er wird von etwas getroffen, einem fein gesetzten Schlag, einem langsamen Bruch, einer Epiphanie, einem Glück, einem Unglück. Das geschieht vielen täglich. Aber dieser Verstörung, dieser Störung nachzugehen und vielleicht irgendwo, im Gedicht, auf einen trüben oder klaren, schwankenden oder festen Grund zu kommen, ist der Anstoß, der den Dichter zum Schreiben treibt. Es geht darum, die Stauung, die aus der Störung entsteht, ihren kleinen, leisen Aufruhr, ihren stillen Anstoß, ihren tosenden Lärm, ihren Sturm, der vieles umkehren will, als das Eigene anzunehmen und ihm im Gedicht zu Durchbruch und Gestalt zu verhelfen – ohne daß Zerstreuung oder Vernichtung, die drohend zum Stören gehören, im Gedicht zur Herrschaft kommen. Die Kunst ist, die stochernden Stäbe, das störende Stochern, das Herumstochern in der eigenen Existenz, ja das Zerstochn und Zerstochnwerden zu Poesie werden zu lassen. Aus solchen Störungen der Existenz, ja Existenzstörungen, die sich manchmal zu enormen Lebenskrisen auswachsen, sind alle Gedichte entstanden, die ich liebe: Zyklen wie die *Duineser Elegien* oder *The Waste Land*, Gedichte von Amy Clampitt oder Ted Hughes. Zur Störung gehört ihr Gegenbild. Das Gedicht entsteht aus der Störung, es bildet jedoch eine Antwort, in die die Störung ebenso eingeht wie ihre Verwandlung: die Form, die Schönheit, die Feier des unfaßbaren Reichtums der Welt. Es ist ein Gemeinplatz geworden, daß das Gedicht von Sprache spricht. Wovon denn sonst? Ohne die im kleinen oder großen aufgestörte, teilweise oder ganz verstörte Existenz und den Versuch, mit der Störung ein sprachliches Gegenbild zu schaffen, fehlt dem Gedicht jedoch etwas, was für mich unverzichtbar ist.

Indem er für sich schreibt, schreibt der Dichter für die Sprache, für ihren Anspruch, ihren Eigensinn, die sternenreichen Möglichkeiten, die in ihr liegen. Poesie ist eine Sprache aus eigenem Recht: Sie entsteht mit Blick auf die Störung, der sie sich verdankt, und das Gegenbild, das in der Störung verborgen liegen könnte. Wer weiß das schon, bevor er anfängt. Wo die Ausschläge am heftigsten sind, das Stochern am gründlichsten ist, gelingen vielleicht Gedichte, in denen, je nachdem wo

der Schwerpunkt der Störung liegt, das Ich oder die Welt oder die Sprache im Vordergrund steht, und in den schönsten Gedichten fällt das alles zusammen: „Wenn mittags das weiße Feuer/ Der Verse über den Urnen tanzt,/ Gedenke, mein Sohn. Gedenke derer,/ Die einst Gespräche wie Bäume gepflanzt.“ Immer aber geht es darum, einen eigenen, jetzt angemessenen Ton, Klang und Ausdruck für das zu finden, was Huchel die „Weltsituation“ nannte, die das Gedicht erkundet, klärt und feiert. Die „Weltsituation“ sei zwar immer da, sie werde aber „durch den Dichter zum erstenmal an den Tag gebracht“. Weil sich hier die Geister scheiden, gehört auch das für Huchel zum Schreiben: die Skepsis gegenüber Theorie, die nur originell oder gar kritisch sein will, aber nicht die Welt erhellt, die vor Augen liegt; die Ablehnung von Vorschriften, Bescheidwissen und den damit verbundenen Machtansprüchen; der Versuch, sich aus ideologischen Verstrickungen zu lösen.

Der Dichter, der einfach schreibt, findet seinen Leser, seine Leserin. Er kann unbekümmert sein um Debatten und Diskurse, Peergroups und Programme, Trends und Moden. Der Dichter freut sich aber über Leser, die gebildet sind, die es zum Beruf gemacht haben, andere zu lesen, weil Gedichte oft schwer zu verstehen sind. Daher braucht es für die Ankunft vieler Gedichte beim Leser andere, die den Boden bereiten, die genau lesen, die schreiben, die noch einmal lesen, die über das Schreiben und Lesen schreiben, um Gedichte aufzuschlüsseln, zu erläutern, in Zusammenhänge zu stellen, wie Ruth Klüger oder Peter Hamm es in ihren Essays getan haben. Aber der Dichter zielt nicht auf eine berufliche, akademische oder gar wissenschaftliche Leserschaft, wenn er schreibt – das anzunehmen, wäre Verrat am Gedicht. Und auch wenn der Dichter seine Gedichte gelegentlich vorträgt und Hörer hat oder Zuschauer, die eventuell einen Film über den Dichter verfolgen: Letztlich schreibt er für den Leser. Keine Form der Öffentlichkeit kann die Situation ersetzen, für die das Gedicht geschrieben wird: Es muß vom Leser gefunden werden, so daß beide, in der Herzkammer der Einbildungskraft, in Zwiesprache treten können.

Frank Geerk hat Peter Huchel in einem Interview 1973 gefragt: „Sie sprechen von Erfahrung. Und meinen damit vermutlich zunächst ihre eigene. Setzt das Gedicht aber nicht auch beim Leser Erfahrungen voraus?“ Und Huchel antwortet: „Gewiß. Der Leser wird immer wieder seine eigenen Erfahrungen in den Text hineinlegen und alles an sich selbst messen müssen.“